

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

122 (28.5.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 22

Die dramatische Einheit von Goethes Faust

Von Prof. Dr. Heinrich Ridert, Universität Heidelberg

In den 100 Jahren, die verlossen sind, seit Goethes „Faust“ mit seinen beiden Teilen als abgeschlossenes Werk allen zugänglich wurde, hat die Literaturwissenschaft diese Dichtung unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten behandelt. Doch soweit auch bis heute die Meinungen über sie im einzelnen noch auseinandergehen, kam man im Laufe der Zeit immer mehr zu der Ansicht, daß Untersuchungen über die Entstehung des Werkes vor allem geeignet seien, wissenschaftliche Klarheit darüber zu schaffen. Man fragte, in welchen verschiedenen Zeiten die verschiedenen Teile entstanden sind, und immer mehr wurde im Zusammenhang damit die schon früh aufgetauchte Behauptung vertreten, der „Faust“ könne wegen seines sich durch 60 Jahre hindurch erstreckenden Werdeganges kein einheitliches Ganzes sein, sondern zerfalle in mehrere Stücke, die einander zum Teil geradezu widerprüchen. Das suchte man soweit wie möglich aus dem persönlichen Werden des sich stets wandelnden Faustdichters zu erklären, und dabei beruhigte man sich als dem letzten Resultat. Nur selten unternahm man es, unabhängig von der Entstehungsgeschichte, nach dem Zusammenhang aller Teile zu forschen, und dabei handelte es sich in den meisten Fällen darum, eine philosophische „Idee“ zugrunde zu legen, die dem Ganzen die Einheit zu geben hatte. Viel Zustimmung fanden solche Deutungen jedoch nicht. Vielmehr wurden die Darstellungen, denen es mehr auf die zeitlich auseinanderliegenden Teile als auf das überzeitlich in sich ruhende, vollendete Ganze ankam, für die eigentlich wissenschaftlichen Faustforschungen gehalten.

Die historische Arbeit, die hier geleistet worden ist, besitzt unantastbaren Wert und kann von keinem außer acht gelassen werden, der sich wissenschaftlich mit dem Faust beschäftigt will. Trotzdem muß man zweifeln, ob eine solche genetische Betrachtung der zeitlich verschiedenen Schichten der Dichtung für sich allein genügt. Goethe hat in späteren Jahren, schon beim Abschluß des ersten Teils und vollends bei der Vollendung des zweiten, die Absicht gehabt, mit dem „Faust“ ein Ganzes zu geben und geglaubt, daß ihm das in der Hauptache gelingen sei. Daher ist es notwendig, auch zu fragen, wieweit er damit Recht hatte, und wieweit wir in seinem Sinne verfahren, wenn wir zu zeigen versuchen, wodurch die verschiedenen Teile sich trotz der verwickelten Entstehungsgeschichte zu einem Ganzen zusammenfügen. Dabei braucht man das vereinigende Band nicht in einer philosophischen Idee zu sehen, sondern man kann sich, jedenfalls zunächst, auf die Frage beschränken, ob der Faust in seiner endgültigen Gestalt als Drama Einheit besitzt, d. h. ob es ein eindeutig bestimmtes Thema für die Handlung gibt, und ob dieses in beiden Teilen der Tragödie folgerichtig durchgeführt worden ist.

Will man dabei zu einem befriedigenden Ergebnis kommen, so darf man nicht chronologisch verfahren, also nicht mit dem „Urfaust“ beginnen, von ihm zum „Fragment“

* Vgl. zu dem folgenden: Heinrich Ridert, Goethes Faust. Die dramatische Einheit der Dichtung. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1932, XVI und 544 S.

von 1790 fortzuschreiten und dann erst zu den später verfaßten Szenen übergehen, sondern man muß von vornherein den relativ spät geschriebenen „Prolog im Himmel“ ins Auge fassen, den Goethe, als er den ersten Faustteil veröffentlichte, an die Spitze gestellt und als für beide Teile bestimmt gekennzeichnet hat. In ihm findet sich das dramatische „Thema“ des Ganzen klar formuliert: Gott und der Teufel sprechen über Faust, und Gott will dem Teufel an diesem Manne zeigen, daß die geringe Meinung, die er als Geist der Verneinung über den Menschen geäußert hat, unzutreffend ist. Der Teufel bittet, Faust in Versuchung führen zu dürfen. Dann werde sich zeigen, was an Faust sei. Auch der Punkt, auf den es bei der Entscheidung ankommt, wird genau angegeben. Gott sieht, daß Faust ihm jetzt „nur verworren dient“. Er vertraut aber auf die Zukunft, denn er kennt Fausts rastlosen Tätigkeitsdrang und weiß, daß, wenn Faust tätig bleibt, er sich aus seiner Verwirrenheit zur Klarheit durchringen muß. Dementsprechend will der Teufel Fausts Tätigkeit hemmen oder erschaffen lassen. Dadurch hofft er, ihn zu sich hinüberzuziehen. Wieweit ihm das gelingt, und wieweit Gott darin Recht behält, daß Faust durch alle Irrtümer des Lebens hindurch sein rastloses Weiterstreben nicht aufgeben wird, dreht sich das ganze Drama.

Im ersten Teil erhalten wir zunächst ein Bild von Fausts Charakter. Es ist insofern „uneinheitlich“, als in Fausts strebender Seele dauernd verschiedene Tendenzen miteinander kämpfen. Aber es sind im Grunde immer dieselben Gegensätze, die ihn bewegen, und insofern ergibt sich gerade wegen der „Widerprüche“ ein einheitliches Bild. An den mit seiner Doppelnatur ringenden Faust macht sich der Teufel heran. Er bietet ihm die Schätze der Erde. Diese lehnt Faust jedoch, ganz anders als in der Sage, ab, weil er sie verachtet. Doch schließt er mit dem Teufel eine Wette, die darauf hinauskommt, daß er in irdischen Genüssen nie Ruhe finden werde, und er spürt den sich daran anschließenden Vertrag in seiner „übermenschlichen“ Vermessenheit dahin zu, daß er dem Menschenleben jeden Wert überhaupt abspricht. Dafür, daß er dem Dasein nie Dauer wünschen werde, setzt er sein Leben ein.

In drei großen Versuchungen zeigt sich, wie Fausts Charakter sich bewährt. Er bleibt wie am Anfang als „Übermensch“ maßlos und häuft als leidenschaftlicher Liebhaber wie als Herrscher schwere Schuld auf sich. Aber er beharrt nicht. Sein Streben wird nie gebrochen. So, die Schuld läutert ihn. Goethe hat das so zum Ausdruck gebracht: „In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende.“ Unter diesem Gesichtspunkt schließen sich die Gretchentragödie, die Helenatragödie und die Herrschertragödie als Stufen von Fausts irdischer Entwicklung zu einem dramatisch einheitlichen Ganzen zusammen. Die 3 Stadien, die dabei durchgemacht, haben sich so voneinander ab, daß jedesmal die vorangehende Stufe die Voraussetzung für die folgende ist.

Am Ende seines Lebens erkennt dann Faust, daß das höchste, was der Mensch erreichen kann, ein tätiges Zusammenarbeiten mit andern tätigen Menschen ist, für die er schafft, und er sieht zugleich in der Möglichkeit, innerhalb eines freien Volkes als freier Mann zu wirken, ein Ziel, das ihm dauernde Befriedigung geben muß. Diese Überwindung seines Übermenschenstums läßt ihn seine

Wette mit dem Teufel verlieren, und er geht daher wegen seiner im Anfang gezeigten Vermessenheit, die ihn dazu brachte, das Leben für wertlos zu erklären, tragisch zugrunde.

Andererseits rechtfertigt er jedoch gerade durch die Art, wie er seine Wette mit dem Teufel verliert, das Vertrauen, das Gott in sein rastloses Streben gesetzt hatte. Seine Tätigkeit ist trotz aller Irrwege, in die er sich verstrickt, nie erschläft. Ja, er hat schließlich in der rastlos weiterstrebbenden Tätigkeit selbst die verschworene Befriedigung gefunden. Deswegen kann nur sein irdisches Leben verwirrt sein. Seine unsterbliche Seele kommt als „geinte Zwiennatur“ auf den Weg zum Himmel, und zwar so, daß ihr sogar im Jenseits ein Weiterstreben in immer höheren Stufen der Entwicklung beschieden ist. Damit fügt sich auch das viel umstrittene, angeblich katholischere, in Wahrheit aber echt goethische und echt faustische Ende als ein notwendiges Schlußglied dem Ganzen an.

Wir dürfen demnach die Einheit, die Faust als Drama besitzt, dadurch zum Ausdruck bringen, daß wir ihn als das Hohe Lied des stets vorwärts strebenden Menschen bezeichnen, oder, um ein Wort Goethes aus der „Pandora“ zu gebrauchen, in ihm den Sinn des Satzes verkörpert sehen: „Des edlen Mannes wahre Feier ist die Tat.“ Wer Goethes umfassendes Lebenswerk unter diesem, zuerst im „Prolog“ und dann in der Paktzene festgelegten Gesichtspunkt liest, wird es nicht für berechtigt halten, daß man darin nur einen Saufen einander widersprechender Fragmente sieht. Er muß vielmehr verstehen, inwiefern Goethe mit Rechte glauben konnte, aus den Teilen, die er zu so verschiedenen Zeiten geschrieben hatte, am Ende seines Lebens doch ein in sich geschlossenes Drama aufgebaut und insofern „ein Ganzes dargebracht“ zu haben, das man nicht nur „zerpfücken“, sondern auch als Ganzes zu verstehen suchen sollte.

(„Forschungen und Fortschritte“.)

Wie sind die Zukunftsaussichten der Menschheit?

Unsere Zeit ist gewiß nicht sonderlich dazu angetan, die nächsten Ausichten der Menschheit sehr rosig erscheinen zu lassen. Wenn wir aber einmal versuchen wollen, die Zukunftsaussichten der Menschheit mit Hilfe der Ergebnisse der modernsten Wissenschaft kritisch zu prüfen, dann treten unter diesem Gesichtspunkt die Kriege und Sorgen unserer Tage zurück, und wir können die überraschende Feststellung machen, daß im Grunde genommen die Geschichte der Menschheit sich nicht etwa ihrem Ende annähert — sondern daß sie eigentlich gerade erst begonnen hat!

Die Astronomie:

Wenn wir die Zukunftsaussichten der Menschheit untersuchen wollen, dann müssen wir zunächst die Frage prüfen, auf wie lange Zeit wir überhaupt noch mit dem Vorhandensein von Leben auf der Erde rechnen können. Unsere Erde hat sich nun im Laufe ihrer bisherigen Entwicklung bereits soweit abgekühlt, daß sie fast ausschließlich auf die Zufuhr von Sonnenwärme angewiesen ist. Nun schlendert die Sonne Tag für Tag soviel Energie

erzielt, die aufs häusliche Maßizieren sich beschränken und gar nicht daran denken, Berufsmusiker zu werden.

Für die Willens- und Charakterbildung aller Berufsmusiker ist diese sach- und sachgemäße Unterweisung natürlich noch eine weit unerlässlichere Voraussetzung und darf gerade in der gegenwärtigen Zeit, die einerseits uns eine hypertrophie des reinen Pianitentums beschert hat, andererseits aber doch auch zur Genüge zeigt, wie selbst absoluten Virtuosen des Klaviers ihre Konzertsarrriere täglich mehr erschwert wird, nicht übersehen werden. Klavieristische Leistungsfähigkeit tut's eben nicht allein, auch auf dem Konzertpodium wird statt der früheren Unpersönlichkeit produktive Individualität erwartet. Nun wird zwar kein Vernünftiger verlangen, der angehende Konzertpianist habe sein Existenzrecht zunächst einmal durch Selbstgeschaffenes nachzuweisen, dessen bedarf es nicht, wohl aber ist die Frage, wie sich die tote Materie in seinem Vortrag spiegelt, viel wichtiger geworden. Das geschärfte Gemeinwissen der musikalisch Gebildeten erträgt es z. B. nicht mehr, daß man ihm nach so ohne weiteres auf einem modernen Flügel vorführt, anstatt bei der Übertragung auf die zarten Cembalolinien oder auf die Nuancen eines Clavichords, wofür manches Stück ursprünglich erdacht war, Rücksicht zu nehmen. Ähnliches gilt von der Interpretation auch anderer alter Klaviermusik, die von dem üblichen „romantischen Durch-einander“, wie Erwin Boddy in seinem Buch „Der Vortrag alter Klaviermusik“ (Band 95, ebenda) klarlegt, aufs peinlichste bewahrt werden muß. Man ersieht schon daraus, welch verantwortungsbewußte Erarbeitung heute eigentlich jedes öffentliche Klavierspiel erfordert und daß es keineswegs mehr mit billigen Paradenummern in brillanter „Schwarzweiß“-Technik getan ist. Hier die notwendigen Konsequenzen zu ziehen, das bleibt eben das Hauptproblem, und dem ist mit Kompromißlösungen oder ohne ernstgemeintes Stilgefühl nicht beizukommen.

Man ersieht aus alledem, wie vom einfachen Elementarunterricht für Kinder bis zur höchsten beruflichen Musikerschulung sich die Verhältnisse völlig geändert haben, ein Umstand, dem ja auch die gemeinsam vom Reichsverband Deutscher Tonkünstler und Musiklehrer und von einigen staatlichen Behörden herausgegebenen Richtlinien neuerdings Rechnung tragen. Noch vermag aber das Publikum oder besser die Elternschaft,

Vom Klavierüben

Trotz des empfindlichen Rückganges, den wie alle aktive Musikausübung leider auch das Klavierspiel heute erlitten hat, ist vielleicht noch nie so viel und manches wirklich Gute darüber geschrieben worden. Ja, es ist geradezu charakteristisch, daß man, des trockenen Klaviertones früherer Zeiten satt, allenthalben nach neuen pädagogischen Wegen sucht und freilich auch suchen muß, nachdem die mannigfaltigen Ersatzmöglichkeiten mechanischer Art jedenfalls gezeigt haben, wieso der Typus der „höheren“ Klavierpielenden Tochter tatsächlich zum Absterben reif scheint. Doch wenn auch die Hegemonie des Klaviers als eines bürgerlichen Salonmöbels stark ins Wanken geraten ist und wenn obendrein für die Klavierindustrie speziell sieben magere Jahre angebrochen dünken, weil viele Musikliebhaber jetzt sich eher wieder einem Streich- oder Blasinstrument zuwenden, wäre es gleichwohl falsch, nun von einem glatten Schiffbruch zwischen Scholla und Charpybis zu reden. Hier ist eben die moderne Klavierpädagogik eingesprungen, und sie wird hoffentlich auch aus dieser zweifellos gefährlichen Situation einen Weg finden, der die Bereitschaft für das Klavier erneut hebt und dem lernenden Pianisten die Beschäftigung damit zur wirklichen Freude macht.

Dafür galt es allerdings zunächst einmal, das schwierige und vielumrittene Gebiet der Methodik auf eine ganz andere Grundlage zu stellen. Denn wer noch glauben sollte, mit stumpfsinnigem Pauken und einer auf Fingerfertigkeit allein abgestellten Stüdenteknik wirklich Fruchtbares zu erreichen, der befindet sich im Irrtum; es ist im Gegenteil geradezu die Vergeßlichkeit alles Technischen zur Förderung des Tagesproklamierers und damit ausgesprochen worden, daß jede Diktatur der bisherigen Übungssysteme unbedingt aufzuhören habe. Die künftige Erziehung räumt also den ersten Platz dem „Musiker“ ein und legt weit weniger Gewicht auf das — sagen wir — virtuose Studium, obwohl natürlich dafür immer noch der bekannte Ausspruch Bizets und Bülow's: „Wenn ich einen Tag nicht übe, merke ich's, wenn zwei, merken es meine Schüler, wenn drei, merke es das Publikum!“ zu gelten hat. Aber die Reformgedanken, wie sie seit Breitkopf, Tausing u. a.

maßgebend sind, verlangen zumindest, daß auch alle auf eine Loderung der Muskulatur abzielenden Übungen von physiologisch und psychologisch gesicherten Lehrkräften überwacht und daß den Schülern überhaupt nur Aufgaben zugewiesen werden, deren geistige Beherrschung mit keinerlei nichtbarer Anstrengung bezüglich ihrer technischen Ausführung verbunden ist. Heute lautet der Satz: „Man muß es im Kopf haben, um es in die Finger zu kriegen“, während früher vielfach die umgekehrte Meinung vorherrschte und somit das künstlerisch Ursprüngliche im Verborgenen des Musikstudiums fast verlorengelassen wurde.

Doch nicht nur hier wird ein fundamentaler Unterschied sofort deutlich. Mit der Bekämpfung des majestätischen Drills, der neben den so schädlichen Folgen einer Verkrampfung auch geistige Defekte, ja Überdruß und Angst vor solch systematischem Herunterleiern von Konletern und Etüden zeitigen kann, geht Hand in Hand die Erkenntnis, daß schon das durch das gewöhnlich notwendige tägliche Übungsprogramm erreichte Training des Technischen stets auf eine höhere Stufe zu führen sei und gleichzeitig zu einem sinnvollen Aben umgestaltet werden müsse, mit dem das Bewußtmachen von Melodie, Harmonik und Rhythmus ungefähr Schritt hält. Man will also im Nachschaffen auch die innere Musikalität wecken und durch das Vertrautwerden mit den Formgesetzen sogar beim jüngsten Zögling die eigene Phantasie möglichst reich anregen. Das ist wieder eine zwar fast selbstverständliche und sehr aufschlußreiche Maxime, gegen die damals jedoch oft geblöckelt worden wurde. Denn welchem Lehrer fiel es wohl ein, in der Unterrichtsstunde seinen Schülern gelegentlich eine Anleitung zur „Improvisation am Klavier“ zu geben, wie es soeben ein Buchlein von Epping-Tauscher (Band 96 von Max Hefes Handbücher, Berlin-Schöneberg 1932) als Resultat praktisch erprobter Unterweisung vorlegt? Sicherlich wird durch nichts sonst die Lust an musikalischer Betätigung so intensiv gefördert, durch nichts auch die Freude am Klavierspiel so unmittelbar gesteigert, wie wenn der dafür Begabte z. B. nur ein einfaches Volkslied begleitet lernt oder gar einen Walzer richtig erfindet. Von einem „musikalischen Menschen“ darf zudem erst geredet werden, sobald das Eigenhörsperische in Aktion tritt, und das ist heute immerhin auch bei solchen au-

in den Weltraum, daß sie im Verlauf von 24 Stunden nicht weniger als 360 000 Millionen Tonnen an Gewicht verliert — sie muß also im Laufe der Zeit immer kleiner werden und daher immer geringere Mengen von Strahlungsenergie auch auf unseren Heimatstern senden. Jendwann einmal muß also der Zeitpunkt kommen, an dem die Temperatur der Erdoberfläche so niedrig wird, daß für den Menschen keine Daseinsmöglichkeit mehr besteht; uns interessiert nun die Frage, wann dieser Zeitpunkt eintreten wird, denn mit ihm wird die Geschichte der Menschheit endgültig vorbei sein.

Man kann aus den Messungen des Strahlungsverlustes der Sonne und durch Vergleiche mit anderen Sternen immerhin ganz gute Anhaltspunkte für die Entscheidung dieser Frage gewinnen — die Antwort, die sich daraus ergibt, lautet überaus günstig: man hat errechnet, daß etwa eine Million Jahre vergehen werden, bis durch das Nachlassen der Intensität der Sonnenstrahlung die mittlere Temperatur der Erde um etwa 30 Grad Celsius gesunken sein wird. Von da an wird das Leben auf der Erde wohl langsam erlöschen, denn der erwähnte Temperaturrückgang bedeutet, daß die Flüsse und Meere für ewig zufrieren und überhaupt die Bedingungen für die Erhaltung des Lebens immer ungünstiger werden. Bis dahin aber dürfte die Erde dem Leben Unterkunft bieten können, falls keine unerwarteten Katastrophen kosmischer Art (sie sind übrigens wenig wahrscheinlich) eintreten sollten. Der Astronom gibt uns also die beruhigende Antwort, daß vom Standpunkt seiner Wissenschaft aus der Menschheit vermutlich noch eine Billion Jahre zur Verfügung stehen. Mit dieser Antwort können wir allerdings zunächst nicht viel anfangen, da wir nicht gewohnt sind, uns derartig ungeheurer Zeiträume vorzustellen. Der berühmte englische Astronom, Sir James Jeans, gibt daher ein sehr hübsches Beispiel zu dieser Tatsache, das folgendermaßen lautet:

Man nehme einen Pfennig und eine Briefmarke und lege beide zusammen auf die Spitze einer Säule von etwa 10 Meter Höhe. Man kann nun die verschiedenen in Betracht kommenden Zeiträume sehr eindrucksvoll miteinander vergleichen: die Höhe der Säule entspricht der Zeit, die seit der Entstehung der Erde verlossen ist, die Dicke des Pfennigs dagegen veranschaulicht die Zeit, die der Mensch in ungebildetem Zustande auf der Erde gelebt hat — und die Dicke der Briefmarke endlich entspricht der bisherigen Dauer unserer angeblich schon so „alten“ Zivilisation. Wenn wir uns nun eine Vorstellung für die der Menschheit noch zur Verfügung stehende Zeit machen wollen, dann müssen wir im Geiste immer eine Briefmarke (sie entspricht einer Zeit von etwa 6000 Jahren!) auf die andere legen — bis wir einen Turm erreicht haben, der höher ist, als der Montblanc.

Die Geologie:

Aus diesem Beispiel geht also deutlich genug hervor, daß unsere eingangs aufgestellte Behauptung zu Recht besteht: vom Standpunkt der Astronomie aus leben wir wirklich noch in den ersten Tagen unserer Geschichte, und eine Zeit von kaum vorstellbarer Dauer liegt vor uns — falls die Menschheit in der Lage ist, die an sich vorhandenen Lebensbedingungen auf der Erde solange auszunutzen. Über diesen Punkt kann uns natürlich der Astronom keine Auskunft mehr geben; wir müssen schon die Ergebnisse anderer Wissenschaftsgebiete, namentlich der Geologie und Biologie, zu Rate ziehen.

Der Geologe sagt uns, daß nach den neuesten Forschungsergebnissen das bisherige Alter der Erde auf etwa zwei Milliarden Jahre zu veranschlagen ist und daß davon höchstens die drei letzten Millionen Jahre für die Existenz des Lebens in Betracht kommen.

In diesem uns noch immer unermesslich groß scheinenden Zeitraum tritt nun ziemlich spät im vorletzten Erdzeitalter (dem Diluvium) der Mensch auf. Wie lange es gedauert hat, bis sich der Mensch aus seinen ersten Vertretern zur heutigen Form entwickelte, weiß man vorläufig nicht — vom geologischen Gesichtspunkt aus hat die Menschheit ja „eben erst“ das Schreiben gelernt, denn die Erlernung dieser Kunst geht auch bei den ältesten Kulturvölkern nur bis wenige Jahrtausende vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung zurück.

wenigstens in ihrer breiteren Masse, nicht immer die Vorzüge und Nachteile richtig zu unterscheiden, und wie oft erlebt man noch heute, daß die musikalische Erziehung der Jugend Deuten anbetraut wird, die in ihrem Hauptberuf mitunter etwas ganz anderes als Musik treiben und in ihrer für einen billigen Lektionspreis so nebenher erteilten Unterrichtsart niemals eine Kulturmission sehen. Die haben natürlich auch keine Ahnung „vom richtigen und erfolgreichen Klavierlernen“, und selbst wenn sie die empfehlenswerte Schrift von Walter Bidert (Gensch Litoffs Verlag, Braunschweig), die diesen Titel führt, gelesen hätten, wäre ihnen stumperhafter Exzerzieren (dazu meist nach völlig veralteten und oberflächlich auf „Salonitade“ eingestellten Klavierschulen) doch nicht gefallen. Das ist vielleicht die betrüblichste Zeile der Zeilen, in die das Klavierlernen geraten ist, und den Eingeweihten ist längst klar, daß sie zumindestens ebensoviele, wie die aufgezählten großen Kontrumenten zu dessen Schrumpfung beitragen. Gewiß, der Mittelstand ist verarmt, die Intelligenz proletariert, und man kann es auch verstehen, daß in einer Zeit, in der das Geld in erster Linie für Schuhe, Brot und Kohlen gebraucht wird, beim Klavierlehrer gespart werden muß. Gleichwohl darf man aber nicht jeder unvernünftigen Unterweisung, nur weil sie dem Laien fantastisch niedrig dünkt, das Wort reden. Denn das hieße zudem, um eines Augenblicksvorteils willen die Zukunft und die Existenzberechtigung eines ganzen Berufsstandes vernichten, der heute wahrlich schon schwer genug ringt. Und es handelt sich ja nicht bloß um eine Krise in seiner Verdienstmöglichkeit, sondern es geht um das Fortleben des wichtigsten Zweiges unseres öffentlichen und privaten Kulturbetriebes überhaupt, dessen Aufhören mit dem Absterben des Musiklebens gleichbedeutend wäre.

Prof. Hans Schön

Die Biologie:

Vor Beginn dieser „historischen“ Zeit hat der Mensch sicher schon mehrere hunderttausend Jahre auf der Erde gelebt — aber auch das ist nicht viel, wenn wir bedenken, daß es heute noch Lebewesen gibt, die schon seit Jahrmillionen in kaum veränderter Form auf der Erde existieren.

Auch vom geologischen und biologischen Standpunkt aus ist also die Menschheit noch außerordentlich jung, und alles spricht dafür, daß die Erde noch unermesslich viel längere Zeiträume hindurch von den Menschen bewohnt werden wird, als die ganze bisherige Geschichte des Menschen gedauert hat.

Es fragt sich nun, ob die Menschheit den an sich zur Verfügung stehenden Zeitraum von einer Billion Jahre wirklich verwerten kann — oder ob sie vielleicht schon vorher aussterben wird. Wir kennen ja zahllose Tierarten, die im Laufe der Erdgeschichte ausgestorben sind, und dieser Vorgang ist ja in einigen Fällen noch in unserer Zeit zu verfolgen. Es ist aber zu bedenken, daß sich das Aussterben früherer Tierarten im Rahmen eines ständigen Wandels der Lebewesen vollzog, der immer mehr vom einfachen zum komplizierten Fortschritt und als wichtigste Entwicklungsreihe schließlich zum Menschen geführt hat. Daß nun die Natur diese Gipfelleistung, eben den Menschen, relativ rasch verschwinden lassen wird, erscheint nach dem heutigen Stande unseres Wissens eigentlich recht unwahrscheinlich.

Eine andere Frage ist es natürlich, ob der Mensch als solcher eine wesentliche Änderung — etwa durch veränderte Klimaeinflüsse in den späteren Zeitaltern der Erdgeschichte — erfahren wird. Es gibt nun eine ganze Menge von Anhaltspunkten, die darauf hindeuten, daß seit den etwa 20 000 Jahren, die uns von der letzten Eiszeit trennen (vielleicht sogar seit dem noch viel längeren Zeitraum der Existenz der Menschen auf der Erde), überhaupt keine wirklich neue Art auf der Erde entstanden ist. Wann die letzte wirkliche Art-Änderung sich ereignet hat, wissen wir nicht, und natürlich kann heute niemand sagen, ob sich ein derartiger Vorgang in der ferner Zukunft noch sehr langen Zukunft des Lebens auf der Erde ereignen wird. Es ist aber durchaus möglich, daß die Entfaltung der Arten bereits abgeschlossen ist, und daß der Mensch auch in hunderttausend Jahren nicht viel anders aussehen wird, als heute. Das würde also bedeuten, daß die Entwicklung des Lebens in der Bildung des Menschen ihren Höhepunkt erreicht hat und daß nun die eigentliche Geschichte der Menschheit erst beginnt —, also wieder die gleiche Antwort, die uns die Astronomie und Geologie bereits gegeben hatte.

Dr. S. Woltered.

Die Kultur der Perikleischen Zeit

Von Univ.-Prof. Karl Julius Beloch, Rom.

Der vor einigen Monaten erschienene fünfte Band der „Propyläen-Weltgeschichte“ trägt den Titel „Griechen und Rom“ und umfaßt eine Epoche, die unser Denken und Tun bis auf den heutigen Tag entscheidend beeinflusst hat. Mit Erlaubnis des Propyläen-Verlages veröffentlichen wir aus dem Werk, das uns vom ersten Aufstehen der Griechen bis an die Schwelle des Mittelalters geleitet, diesen Abschnitt:

Das halbe Jahrhundert, das auf den Persersturm folgte, ist für die griechische Welt im großen und ganzen eine Zeit des Friedens gewesen; die Folge war ein wirtschaftlicher Aufschwung ohne Gleichen. Namentlich Athen blühte, dank seiner die Meere beherrschenden Stellung, mächtig empor; sein von Themistokles angelegter Hafen, der Peiraieus, wurde im Laufe weniger Jahre zum Mittelpunkt des Weltverkehrs, wo Schiffe aus allen Teilen des Mittelmeeres ihre Ladungen löschten und alles zu haben war, was der Osten und Westen hervorbrachte. Dadurch begünstigt, nahm auch die Gewerbetätigkeit Athens eine glänzende Entwicklung; die Arbeitskräfte, die das Land selber liefern konnte, genügten bald dem Bedürfnis nicht mehr, und es wurde nötig, in großen Massen unfreie Arbeiter aus den überseeischen Barbarenländern einzuführen. In ähnlicher Weise entwickelte sich die Industrie in den Nachbarstädten Megara, Argina, Korinth; um die Zeit des Peloponnesischen Krieges mag hier und in Athen die unfreie Bevölkerung der freien Bevölkerung an Zahl etwa gleichgekommen sein oder sie noch etwas übertroffen haben. So begann die Sklavenwirtschaft, die bisher auf Jonien beschränkt gewesen war, auch nach dem Mutterlande überzugreifen; zunächst allerdings nur nach dem Industriebezirk am Saronischen Busen, während sonst auf der griechischen Halbinsel die freie oder, wie in Lakonien und Thessalien, die halbfreie Arbeit noch durchaus herrschend blieb.

Natürlich strömten auch zahlreiche freie Einwanderer nach diesen Mittelpunkten der Industrie und des Handels zusammen, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden, wenn ihnen auch das Bürgerrecht in der Regel versagt blieb. Namentlich in Athen bildeten diese ansässigen Fremden (Metoiiten) bald einen sehr bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung; Griechen aus allen Landschaften, aber auch Lyder, Phoiniker und Ägypter waren darunter vertreten, und viele davon gelangten zu bedeutendem Wohlstand und infolgedessen zu angehener Stellung in der Gesellschaft.

Das alles führte zu einem rapiden Wachstum der städtischen Bevölkerung. Athen mochte in der Perikleischen Zeit kaum 20 000 Einwohner zählen; ein Jahrhundert später war es, einschließlich seiner Häfen und der Vororte, zu einer Stadt von 100 000 Einwohnern und darüber geworden. Es war jetzt die größte aller griechischen Städte, mit der nur noch etwa Syrakus sich vergleichen konnte, das unter der Herrschaft Gelons und Hierons gleichfalls zur Großstadt (nach damaligen Begriffen) geworden war. Die dritte Stelle unter

den griechischen Städten nahm Korinth ein; dann folgten im Mutterlande Sparta, Argos und Theben, im Westen Akras und Kroton, während die Städte im kleinasiatischen Griechenland der aufsteigenden wirtschaftlichen Bewegung nur in beschränktem Maß zu folgen vermochten, da der Kriegszustand mit Persien sie von ihrem Hinterlande abtrennte.

Schon zur Zeit der Perserkriege hatte Griechenland Getreide vom Auslande einführen müssen; natürlich war jetzt die heimische Landwirtschaft noch weniger imstande, den Bedarf der wachsenden Bevölkerung zu befriedigen. Die Industriestädte waren denn auch in jeder Weise bemüht, die Einfuhr zu fördern und die Preise niedrig zu halten, allen voran Athen, das durch seine Seeherrschaft in den Stand gesetzt war, dem Peiraieus eine Art Monopol im Getreidehandel zu sichern. In erster Linie waren es die fruchtbaren Ebenen im Norden des Pontos, die den griechischen Markt mit Getreide versorgten, weiterhin Sizilien und Ägypten. Die Höhe des Imports auf 800 000 Medimnen (etwa 300 000 metrische Zentner) angegeben; da Athen vor dem Peloponnesischen Kriege nicht weniger Einwohner hatte als ein Jahrhundert später, kann er damals nicht geringer gewesen sein.

Der dominierenden Stellung Athens im griechischen Wirtschaftleben entspricht es, daß seine Tetradrachmen jetzt zum herrschenden Kurant im Bereich des Ägäischen Meeres wurden; sie wurden überall gern genommen, da die attische Münze auf volles Gewicht und reines Korn die größte Sorgfalt verwandte. Auch Syrakus und die meisten anderen Städte auf Sizilien haben die attische Währung angenommen, als sie um den Anfang des 5. Jahrhunderts zu prägen begannen. Dagegen folgten die Staaten des griechischen Festlandes fast durchweg der aeginetischen Währung; nur das konservative Sparta hielt an seinem alten Eigengeld fest. In Gold haben die Staaten des europäischen Griechenlands, auch Athen, in dieser Zeit noch fast gar nicht geprägt, es lief zwar viel Gold im Verkehr um, aber fast ausschließlich perische Dareiken und Lykischen Elektron-Stater.

Der gesteigerte Geldverkehr führte zur Entwicklung des Bankwesens. Es nahm seinen Ausgang von den Tempeln, die zum Teil über bedeutende Kapitalien zu verfügen hatten und natürlich suchten, sie vorteilhaft anzulegen; Staaten und Private legten hier ihre Gelder nieder, wo die Heiligkeit des Ortes eine Sicherheit gewährte, wie sie sonst nirgends zu finden war. Bald entstanden daneben auch Privatbanken, namentlich in Athen, das auch auf diesem Gebiet zur führenden Stadt wurde. Trotz der starken Vermehrung der umlaufenden Barmittel blieb der Zinsfuß hoch, da die aufblühende Industrie großer Kapitalien bedurfte; unter 10 bis 12 v. H. war auch bei guter Sicherheit kein Geld zu bekommen; bei Anlagen, die mit Risiko verbunden waren, wie z. B. bei Seedarlehen, stieg der Zins noch auf das Doppelte und Dreifache. Ein so hoher Zinsfuß hat zur Voraussetzung, daß Industrie und Handel sehr bedeutende Erträge abwerfen, was nur durch das Bestehen der Sklavenwirtschaft möglich war, die es dem Kapital gestattete, die Arbeitskraft rücksichtslos auszunutzen. Die Sklavenpreise standen niedrig, da Zufuhr aus den Barbarenländern, namentlich aus Kleinasien und Thracien, in beliebiger Menge zu haben war, und es gab gar keine bessere Kapitalanlage, als solche Sklaven zu kaufen und in industriellen Betrieben zu verwenden. Das hatte dann zur Folge, daß der Tagelohn für freie Arbeit gedrückt wurde. Er stand, für ungeschulte Arbeit, in Athen auf etwa zwei Obolen (30 Pfg.); für drei Obolen konnte man auf den Inseln so viele Ruberbeden anwerben, als man nur immer zu haben wünschte, und doch gibt es kaum eine schwerere Arbeit als den Ruderdienst an Bord einer Galere. Gelernte Handwerker wurden natürlich höher bezahlt, in Athen etwa mit einer Drachme (90 Pfg.) den Tag, und etwa ebenso hoch wurde geistige Arbeit entlohnt, wenn sie bezahlbar war, daß jeder sie zu leisten vermochte, der einige Bildung besaß.

Da im Gewerbe die kleineren und mittleren Betriebe durchaus vorherrschten, so gelangten dadurch wohl viele zu Wohlstand, aber verhältnismäßig wenige zu größerem Reichtum. Ähnlich war es im Bankwesen; Pasion, der erste aller athensischen Bankiers, hat doch nur ein Vermögen von 40 bis 60 Talenten (etwa 200 000 bis 300 000 M.) hinterlassen. Freilich gehörte er damit zu den reichsten Männern Athens; galt hier doch ein Talent von 8 bis 10 Talenten (etwa 50 000 M.) zur Zeit des Peloponnesischen Krieges für sehr ansehnlich. Auch das Grundeigentum war in Attika sehr zerstückelt, so daß selbst angesehenen Adelsfamilien nur selten mehr als 30 Hektar besaßen. Ähnliche Verhältnisse herrschten in den meisten übrigen griechischen Staaten. Dagegen war in Lakonien, Thessalien und Makedonien der Großgrundbesitz überwiegend, und es gab infolgedessen dort viele Familien, die wahrhaft fürstliche Vermögen besaßen, besonders die spartanischen Königshäuser.

Wir dürfen bei dem allen nicht vergessen, daß die Preise der Lebensbedürfnisse damals sehr viel niedriger waren als heute, während das Kapital etwa den dreifachen Zinsetrag brachte als in unserer Zeit. Auch stellte der Grieche sehr viel geringere Ansprüche an den Komfort des Lebens als wir. Die Privathäuser waren durchweg klein und unansehnlich, der Hauerrat dürftig, der Kleiderluxus, wie er einst zur Zeit des Peloponnesischen Krieges herrschte, hatte unter dem Einfluß der demokratischen Zeitströmung großer Einfachheit Platz gemacht; an Stelle der Purpurmäntel und der kostbaren gewirkten Stoffe traten Gewänder aus weissem Wolle. Auch bei Tisch war der Grieche im allgemeinen sehr mäßig; nur bei Gastmählern und den sich daran anschließenden Anceiben wurde großer Luxus getrieben, mit Seefischen, der Leidenschaft der attischen Feinschmacker, fremden Weinen und kostbaren Salben; natürlich durften auch Nüchternen nicht fehlen, um die Gäste beim Gefange zu begleiten. Dagegen war das Dienstpersonal in guten Häusern nach unseren Begriffen sehr zahlreich; es gehörte zum guten Ton, auch für Männer, sich bei Ausgängen von einem Bedienten begleiten zu lassen, und Damen zeigten sich in Athen nur an anderen Großstädten nicht ohne ein Gefolge von Dienerinnen auf der Straße. Doch machten die niedrigen Sklavenpreise die Befriedigung dieser Art Luxus verhältnismäßig leicht.